

St. Peter in Afrika.

St. Peter in Afrika

Gegen Mittag kommen wir an den Rand des Gebirgsvalles. Alles wird abgeladen, ein kleiner Imbiß genommen und die Wagen fahren sogleich wieder zurück. Ich stehe mit zwei kleinen Zulus an der Böschung und warte auf die Träger aus den in den Bergen zerstreut liegenden Kraals. Dort unten in der Ferne bezeichnen Strohhaufen den Bauplatz. Dort wird für einige Wochen meine Arbeitsstätte sein. Die Eingeborenenhütten sind eine halbe Stunde und mehr entfernt. Die Verhältnisse sind darin derart, daß es ein Weißer kaum eine Nacht aushält. Hier werde ich aber an die 30 Nächte zubringen müssen. Heute noch will und muß ich mir eine Nothütte bauen . . . Endlich erscheinen einige der vielen versprochenen Träger. Sie müssen Türen, Fenster und Proviant an den Bestimmungsort schaffen. Schon neigt sich die Sonne zum Untergange bis wir an Ort und Stelle sind. Nur ein Buh steht mir zu Diensten. Eilends stelle ich neben der künftigen Peterskirche eine der fertigen Türen mit Rahmen auf. Es ist der Eingang zu meiner Bauhütte und Wohnung. Der Thür gegenüber auf zwei Meter Raum die verpackten Fenster aufgeschichtet, schnell mit Stecken verbunden und mit Stroh bekleidet stellten die drei Wände meiner Behausung dar. Diese mißt also nur ein Meter in der Breite und zwei Meter in der Länge. Die Höhe wird von der Thür bestimmt, sodaß ich eben aufrecht stehen kann. Der Heinzelmannchenpalast wird mit einer mitgebrachten Blechtafel gedeckt und — nach Sonnenuntergang kann ich einziehen! Daß durch die dünnen Stroh- wände kalter Wind, Eidechsen, Frösche und auch Schlangen eindringen können, muß ich eben mit in den Baukontrakt nehmen. Darin steht noch vieles, was zur Missionsgeschichte gehört und einen ergrauten Südafrikaner nicht mehr stört. —

Sankt Peter in Miniatur hat also eine verschließbare Thür aber keine Glasscheibe trotz der 12 Fenster, die ja noch verpackt übereinander lagern. Bei Nacht stecke ich mir ein Kerzchen an bis der Wind es ausbläst. Bei Tag muß eben die offene Thür Lichtspender sein. Im Raum sind die Werkzeuge, Proviant, einige Schlafdecken und meine Kleider. Wenn ich dabei bin, ist St. Peter voll besetzt. Welch ein Fortschritt am ersten Abend schon! Aber jetzt hat man Hunger und Durst, doch weder Küche noch Wurst sind da. Mein Buh holt aus der 5 Minuten entfernten Quelle bestes Kneipp-Element. Ich packe Brot, Käse und Butter nebst einigen Früchten aus. Das ist unser kaltes Supper in der empfindlich kühlen Abendluft und mein tägliches Dinner. Dann sucht mein Zulugehilfe den nächsten Kraal als Nachtherberge auf. Ich bin auf einem Bündel Stroh bald der schlafende Wächter des Hauses, nachdem ich als Abendandacht die ersten Gebete der künftigen Missionsstation verrichtet hatte. Es waren wohl seit der Erschaffung der Welt die allerersten Paternoster und Ave Maria an dieser so einsamen Stelle.

Ein Oktobermorgen im südafrikanischen Frühling! Lange vor Tagesanbruch weckte mich das ungewohnte Stroh Bündel aus dem oft unterbrochenen Schlummer. Heute wird es Ernst mit dem Anfang: Abgrenzung des Platzes und Abstecken der Missionskapelle. Noch in dunklen Nebelschleiern suche ich den künftigen Standort des Altares auf. Er soll durch ein kräftiges Morgengebet eingeweiht werden. Ora et labora sind des Missionars Lebensaufgabe. Mit Gott fang an, — so ist alles wohlgetan. St. Petrus wird das Seinige folgen lassen. . . .

Nach diesen Vorbereitungen erscheint mit Sonnenaufgang mein Boh aus der Kraalnachbarschaft. Das Frühstück ist bald erledigt: Brot mit einigen kalten Zutaten und frisches Quellwasser. Nun voran mit Schnur und Bandmaß, Winkel und Zollstab! Die Linien von St. Peter werden festgelegt. Allmählich wird es lebendig auf dem stillen Bauplatz. Die Schwarzen sollen ja das viele Holz von der fernen Höhe herbeitragen. Das ist Sache der Frauen und erwachsenen Mädchen, die schwere Kopflasten gewohnt sind. Männer und Burschen werden am Bau benötigt. Kinder bringen die leichten Stecken zur Stelle. Wenn alles klappt, kann in einigen Tagen alles da sein. Leider kommen nicht die Hälfte der erwarteten Leute. Eifrige Christen leben in der Gegend erst wenige und alle anderen nehmen sich gemütlich Zeit. Beim Schwarzen eilt es nie und ohne Bezahlung will selten einer die Hand anlegen. So verging hier weit über eine Woche, bis das Baumaterial am Orte war. Inzwischen gehe ich selbst mit meinem Boh und einem einzigen freiwilligen Helfer an die „Fundamente“ des Hauses. In das ziemlich harte Gestein müssen 20—30 Zoll tiefe Löcher gehauen und gemeißelt werden für jede der vielen Säulen, die ca. 10 Fuß lang und 6—9 Zoll dick sind. Diese Arbeit allein nimmt uns drei Mann eine volle Woche in Anspruch. Dann werden die Säulen nach Schnur und Wasserwaage eingesetzt und festgerammt. Für die Türen und Fenster müssen planmäßig genaue Zwischenmaße eingehalten werden. Auf die feststehenden runden Säulen kommt die Rundholzpfette zu liegen. Jedes Stück muß eigens angepaßt, eingelassen und festgenagelt, bezw. geschraubt werden. Ähnlich das Dachwerk, alles von Rundholz. Die Wattleistämme und Stangen hiesiger Gegend sind aber nichts weniger als kerzengerade. So bedeutet diese Arbeit großen Aufwand an Zeit und Mühe. Natürlich fehlen entsprechende Baugerüste und Mittel dazu. Mit primitiven Leitern muß gewöhnlich die Arbeit „in der Luft“ ausgeführt werden. Wenn der ungefähr rechtwinklich gezimmerte Dachstuhl steht, sind das ganze Dach, die Wände und Zwischenwände mit Wattleistücken zu benageln oder zu verflechten. Alles das geschah hier eigenhändig mit einem Boh und einem freiwilligen Nothelfer. Einzig zum Dachstuhl-aufstellen ließen sich einige Leute herbei.

Die Größe solcher „Außenkapellen“ variiert zwischen 30—100 Fuß Länge und 18—30 Fuß Breite, bei einer Dachhöhe von 15—25 Fuß. Unser St. Peter erhielt mittleren Umfang und auf der Eingangsseite eine Blechveranda zum Schutz der Mauern. Nach etwa 15 strammen Arbeitstagen von Sonnenaufgang bis Untergang stand das Holzskelett fertig da. Nun kamen die Dachdecker an die Reihe. Gewöhnlich ein mit dieser Arbeit vertrauter Zulu mit zwei Handlangern. Einige andere Leute machen die 1000 faustdicken Strohbindel unten am Boden zurecht und der Decker näht sie mit afrikanischem Bindegarn, wie die Getreidemaschinen es gebrauchen, möglichst wasserdicht fest. Manche Eingeborene verstehen sich meisterhaft auf diese Arbeit um entsprechend guten Lohn. Die Strohschicht wird 6—9 Zoll dick und sauber „gestriegelt“ und abgekämmt. So ein neues Dach sieht wirklich ganz nett aus und hält Jahrzehnte jedem Wetter stand. Vor den Blechdächern hat es den großen Vorzug angenehmer Kühle im Sommer und Wärme im Winter. Regen und Hagel macht kein störendes Geräusch in der Kirche und Schule.

Haben Männer und Burschen das Strohdach fertig, dann fängt die Lehmarbeit der Weiber und Kinder an. Lehm und leichtere Erde wird auf einem Haufen mit Wasser übergossen und schmierfertig geknetet. Es be-



H. Röcher

Am Weihnachtsabend



ginnt das „Bombardieren“ der Wände, woran auch Männervolk zuweilen gern teilnimmt. In diesem Falle muß aber der Bauherr für große innere Anfeuchtung sorgen. Je mehr gefüllte Utshivala-Pots, desto eifriger wird das ganze Haus beworfen. Einige Tage nach dem ersten Anwurf folgt der zweite. Ist auch dieser trocken, kommt die glättende „Handpolitur“. Die Makosikazi (Hausfrauen) streicheln die Lehmwände so lange, bis der feine frische Überzug alle Risse deckt. Auf grade Linien kommt es ihnen aber keineswegs an. Wo Termiten in der Nähe ihre Hügel aufgetürmt haben, läßt sich für die Außenwände ein ausgezeichnetes, kittartiger Überzug herstellen, der auch starken Regengüssen lange standhält. Weiße, rote oder braune Erdfarben vollenden dann oft mit verschiedenen Linien und kleinen Malereien die Wände von Innen und Außen.

Bis St. Peter so weit kam, verging aber sehr lange Zeit.

Zu den genannten sieben Bauhindernissen kam noch ganz unerwartet ein sehr großer Hemmschuh. Der halbfertige Bau mußte fast zwei Jahre auf Vollendung warten und stille stehen. Inzwischen fiel im Winter so viel Schnee auf das etwas zu schwache Stangendach, daß es sich stark senkte. Eine doppelte Säulenreihe mußte sodann unterstellt werden, um den Bau für die Zukunft zu sichern. Von der Regierung und dem englischen Reverend kam endlich definitive Freigabe des Platzes.

Wir setzten die Türen und Fenster ein, bereiteten einen würdigen Raum für den Altar. Hinter demselben je ein Zimmerchen für den Missionar und den Lehrer. Auf die Bänke des Daches befestigte ich ein weißgestrichenes Kreuz. Nun konnte St. Petrus in sein neuestes Missionskirchlein einziehen — just drei Jahre nach Beginn des Baues. Das Innere und Äußere wurde mit frischem Grün und einigen Bildern und Fahnen geschmückt. Auf dem einfachen Notaltar stand ein schönes Altarkreuz und im Hintergrund die etwa meterhohe Statue des Kirchenpatrons, das Geschenk von Wohltätern. Es gab ein Fest wie diese einsame Gegend es noch nie gesehen. Von der Hauptstation kamen die beiden Missionare, mehrere Brüder und Missionsschwestern und die Lehrer mit ihrem munteren Scharen und vieles Volk. Aus der Location von drei Seiten heran von allen Bergen ringsum die Heiden, Evangelischen, Katechumenen und Neuchristen des Missionsbezirktes der Königin der Apostel. Zu festlichen Zusammenkünften hat das Bantuvolk immer Lust und Zeit, besonders, wenn einige Bissen inhama (Fleisch) und volle Utshivalakrüge in Aussicht stehen. Die Nichtchristen kommen natürlich auch aus Neugierde, um den Umfundisi der Amaroma (Missionar der römischen Katholiken) und ihren Gottesdienst zu sehen. Heute sahen alle zumal eine wirklich schöne Feier: Die Einweihung der St. Peterskirche, darin die erste hl. Messe mit Harmoniumspiel und Gesang, die Austeilung des weißen Brotes an die schwarzen Kommunikanten. Der letztere Anblick ergreift auch die Heiden gewöhnlich am meisten, indem sie sehen, daß auch ihre geringsten Stammesgenossen aus der Hand des festlich gekleideten weißen Priesters das gleiche hl. Brot erhalten.

Das Ganze ist für sie ein neues Schauspiel und der mächtige Eindruck wird für so manche zum Keime ihrer späteren Befehrung und Weg zur Taufe. Der sichtbaren Predigt folgt nun auch die hörbare in ihrer Zuluksprache. Bei solchen Gelegenheiten bietet der Prediger sein Bestes auf die Herzen und Seelen der seltenen Versammlung einzuwirken. Wenn das Wetter es erlaubt, findet die Predigt im Freien statt. Hier geschah es auf dem „St. Petersplatz“ im prachtvollen Rahmen der Berge.

Nach der kirchlichen Feier kam auch der natürliche Mensch zu seinem Rechte durch leibliche Erquickung, Unterhaltung, Spiel und Gesang. Mit der sinkenden Sonne zog alles wieder der Heimat zu. In St. Peter aber fand von der Kirchweihe an jeden Monat hl. Messe mit Predigt und Katechese statt und mit den Jahren gehen viele durch diese Peterspforte zur wahren Kirche ein. — Das nächste Jahr baute ich unter etwas erleichterten Umständen unweit der Kapelle ein Schulhaus. Man pflanzte eine Hecke, legte ein Gärtchen und einen Friedhof an. Die St. Petrus Claverfodaltät schenkte ein Glöckchen, Paramente, Bücher und Bilder und die Leute ringsum gewannen das Stättchen recht lieb. Wenn das Ganze vollendet dasteht und der Himmel sichtlichen Segen dazu spendet, fühlen sich die Erbauer für alle Opfer, Mühen und Arbeiten reichlich belohnt. Die 30—40 Tage und Nächte unter den geschilderten Verhältnissen leben, kampieren und bauen zu müssen, ist gar nicht so leicht, als es niedergeschrieben und gelesen wird. Wochenlang kein Feuer sehen und auch bei rauhem Wetter kalte Kost genießen, eine harte, zugige und finstere Lagerstätte, keine Unterhaltung, hingegen schwere und raue Arbeit mit ungeübten oder gar keinen Gehilfen, deren Sprache für Handwerksbegriffe keine Worte hat: das alles muß man selbst erfahren und mitgemacht haben mitten im unzivilisierten Lande der Heiden.

Für den Ordensmann kommt die monatelange Entbehrung der hl. Messe und Kommunion und jeder religiösen Auffrischung hinzu. Freilich ersetzt die Gnade Gottes diese geistigen Entbehrungen gar oft in anderer trostreicher Weise, weil jene Opfer im reinen Gehorsam und im Dienste der Mission gebracht werden. Die Miterbauer von Kirchen, Kapellen und Schulen haben überdies besonderen Anteil an allem Guten, was im Laufe der Jahre in den Missionsräumen geschieht. Nicht selten sind die Außenplätze der Anfang einer späteren großen Missionsstation und ihre Früchte und Segensfolgen können fort dauern bis ans Weltende. Möge St. Petrus alle seine weißen und schwarzen Schutzbefohlenen in besondere Hut nehmen, damit er ihnen allen einmal die Himmelstüre aufschließen kann.

o.



Marienlied aus fernem Süd

VIII.

Jedes wahre Kind Mariens
Grüßt den Tag des Vollerblühens
Seiner Mutter Herrlichkeit!

Jedem Diener des Gekreuzigten,
Allen Scharen der Versöhnten
Wird ihr Sieg zur Seligkeit.

Der Tag des Vollerblühens der Herrlichkeiten der hehren Gottesmutter Maria ist mit dem marianischen Zeitalter angebrochen. Manche verlegen den Anbruch dieses glorreichen Zeitalters auf die Jahre der Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis und der Erscheinungen in Lourdes. Neuere Meinungen halten die dort eingeleitete Periode für eine